

Heimat - Erinnerung und Sehnsucht

Autor(en): **Willi, Hildegard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatkunde Wiggertal**

Band (Jahr): **72 (2015)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-718874>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Psychologin und Supervisorin Schwester Hildegard Willi leitete das Lehrerinnenseminar Baldegg und war danach Bildungsleiterin von Stella Matutina in Hertenstein. Mit 75 Jahren hat sie die Ausbildung «Spirituel Care» abgeschlossen und lebt wieder im Kloster Baldegg.

Foto Peter Lauth

Heimat – Erinnerung und Sehnsucht

Schwester Hildegard Willi

Gut 50 Jahren sind es her, seit ich meine erste Heimat verlassen habe, um ins Kloster Baldegg einzutreten. Das Luzerner Seetal wurde zu meiner zweiten Heimat. Meine erste Heimat fiel mir zu wie allen Menschen; die zweite habe ich gewählt, oder sie hat mich gewählt. Ich weiss es bis heute nicht so recht, und ich weiss auch bis heute nicht: Bin ich Wiggertalerin, Rottalerin oder doch Hinterländerin? Heimat lässt sich eben nicht an gezogenen Grenzen festmachen; sie ist von anderer Art. Heimat ist und bleibt an die Person gebunden, die ich bin und fortwährend werde, ist also etwas zutiefst Persönliches und Dynamisches. Heimat umfasst mein Geborenwerden und mein Sterben. Es gibt sie nicht einfach, die Heimat; ich muss sie mir aneignen. Heimweh und Fernweh halten die Sehnsucht danach wach.

Heimatkunde waren für mich die Familie und die Nachbarschaft, die Höfe, Weiler und Orte, die Burg Kastelen, das Schloss Wyher, die Blasiuskapelle und die Brestenegg. Auch unsere Barockkirche, in der ich mich nie langweilte, und unser Friedhof, wo ich meine Grosseltern besuchte, die ich nie gekannt hatte. All das nährte mein Gemüt, gab den Boden für meine Beheimatung. Also versuche ich ein paar persönliche Annäherungen an das Wort Heimat mit seinen so menschlichen Bedeutungen, mit seinen vielen Facetten und den tausend feinen Nuancen.

Heimat und Baden in der Rot

Auch wenn ich mir bis heute nicht klar bin, ob Ettiswil zum Rot- oder zum Wiggertal zählt, ist doch der Ort, wo die Rot in die Wigger mündet, für mich eindeutig heimatlicher Boden, und zwar im doppelten Sinne: Die Mündung liegt auf Land, das zu unserm Hof gehört, und sie birgt ein Erlebnis aus meiner frühen Kindheit, das diesen Ort für mich zum unvergesslichen macht: Es war an einem heissen Julitag. Meine ältere Schwester und ich badeten wie schon so oft in der Rot, unweit unseres Elternhauses. Ich war kurz davor, schwimmen zu können, und wollte die Gunst des Augenblicks, den ansteigenden Wasserstand, dazu nutzen. Erfolglos blieb der drängende Ruf meiner Schwester: «Komm aus dem Wasser, sofort!» Das Wasser trug; ich konnte schwimmen. Dieses Erfolgsgefühl machte mich taubblind gegenüber aller Gefahr. Erst der Schreckruf eines Nachbarmädchens: «Die Sandbank mit euren Kleidern ist schon längst unter Wasser», holte mich zurück. Vergeblich suchten wir nach Kleidern, Schuhen und Frotteetüchern. Kurz darauf standen wir hilflos und reuevoll in unserer Küche, wo die Grossen beim *Zföifi* sassien. Die Eltern wechselten ein paar Blicke und schickten uns dann zu Bett. Es war noch helllicher Tag. Der ins Kissen geweinte Tränenbach trug nicht mehr. Der Schwimmerfolg war weg. Und was

der Rechen bei der Mündung der Rot in die Wigger noch zurückhielt, war trostlos: ein Schuh und ein Frotteetuch. Wie arm, nackt und heimatlos kam ich mir vor! Dazu noch schuldig aufgrund meiner Hartnäckigkeit.

Über Nacht reifte bei meinen Eltern die Idee zur Wiedergutmachung. Wir Bauernmädchen sollten zwölf Säcke Ähren auflesen und dadurch etwas beitragen für neue Schuhe, Kleider und Wäsche. «Unerhört», dachte ich. Das taten doch bei uns im Dorf die Armen, das waren damals jene ohne eigenen Grund und Boden. Ich fühlte mich beschämt, gekränkt, vom Lindenhof ausgegrenzt, nicht mehr dazugehörig. Dieses demütigende Ährenlesen machte mir unsere Hubermatte, diesen so vertrauten Flecken Erde, eben dort, wo die Rot in die Wigger fliesst, zur Fremde. Diese Erinnerung folgt mir mit dem Blick noch heute.

Die wertvolle Seite dieser Badegeschichte ging mir erst viel später auf: die Kraft der Wiedergutmachung. Sie beheimatete mich neu und tiefer. Sie gab mir Zugehörigkeit zurück. Sie verwandelte meine Ohnmacht in Tatkraft, meine Beschämung in Arbeitsstolz und meinen Ärger in Dankbarkeit. In meiner Rückschau birgt das kindliche Baderlebens mit seinen Folgen eine Art Schlüssel zu dem, was immer wieder half, mir Heimat anzueignen: nämlich verstehende, versöhnende, verlässliche

menschliche Beziehungen einerseits und Vertrauen in die eigene Tatkraft andererseits.

Heimat, Sigrist und Kaplan

Es ist meine Erfahrung, und ich glaube fest daran: Heimat wird durch Menschen. Ohne solche Erlebnisse wäre ich heimatlos. Aber ebenso wahr ist es: Entfremdung schaffen Menschen, bei sich und andern.

Es war in der dritten Klasse; da wurde ich einmal aus dem Unterricht gewiesen. Ich hatte einem Mitschüler, der beim Rechnen grosse Mühe hatte, mein Heft mit den Lösungen zugeschoben. Der Lehrer rügte mich; ich wehrte mich; seine Zornesadern schwellen an. Singen war angesagt. Ich höre noch heute, wie er in die Klasse ruft: «Das Mädchen, das gestern, als ich an seinem Haus vorbeiging, das schöne Adventslied mitgesungen hat, soll das jetzt allen vorsingen.» Ich wusste gut, dass ich gemeint war. Ich presste Hände und Lippen zusammen. Ich blickte stumm vor mich hin. Ich hörte weder die zweite noch die dritte Aufforderung. Das reichte! «Geh nach Hause, und zwar sofort!» Diese Ausgrenzung schmerzte mich sehr. Ich trottete über den Pausenplatz, mehr traurig als trotzig. Es war kalt. Da kam von der andern Seite her unser Sigrist auf mich zu. Er merkte von Weitem, dass etwas nicht stimmte. Er schaute mich an, hörte mir zu, fasste meine

Hand und sagte in seiner väterlichen Art: «Ich komme mit dir nach Hause.» Augenblicklich wurde mir leichter ums Herz. Diese Erfahrung, sie blieb nicht die einzige, verband mich mit unserem Sigristen freundschaftlich bis zu seinem Tode und darüber hinaus. Menschen wie er bleiben in meiner Erinnerung Heimat stiftend.

Und da war unser Kaplan Meyer, bei dem ich mich immer daheim fühlte, nicht nur, weil er unser Nachbar war. Er war ein Mensch, der den Nächsten und sich selbst liebte. Bei ihm fühlte ich mich angenommen, verstanden. Er war klein von Gestalt, stand aber mit beiden Füßen fest auf dem Boden. Er ging aufrecht durchs Dorf, strahlte Heiterkeit und Güte aus. So stellte ich mir als Kind den lieben Gott vor, nur etwas grösser. Dieser Kaplan Meyer verstand es, liebevoll zu provozieren, vor allem uns Kinder. Viele Anekdoten und gute Erlebnisse gäbe es von ihm zu erzählen! Da durfte ich doch einmal die *«Metzgete»* in die Kaplanei bringen. In meiner Vorfreude auf den Batzen presierte ich und stürzte prompt vor der Kaplanei. Ich weinte jämmerlich, mehr aus Schrecken denn aus Schmerz. Da trat der Kaplan zufällig aus dem Kaplaneigarten. Er sah sofort, dass ich mich nicht verletzt hatte und neckte mich liebevoll: *«Aber Clary, wie du au chasch plärre!»* Ich: *«Wo du no e chline Buebgse besch, besch du dänk aube ou brüe-*

let.» Er lachte von Herzen, war zufrieden, strich mir über den Kopf und ging seines Weges. Bevor wir uns aus den Augen verloren, winkte er noch.

Eine andere Anekdote erzählte mein Vater gerne. Da war unser Kaplan wieder einmal zu Fuss auf dem Weg nach Willisau. Es war *Heuet*, ein heisser Tag. Einem Bauern auf dem Felde rief er zu: *«Wössit Ehr, welles de chörzischt Satz i de Beble esch?»* Der Bauer schüttelte den Kopf. Der Kaplan: *«Mich dürstet!»*, und er ging weiter. Der Bauer aber rief ihn zurück mit der Frage: *«Wössit Ehr, was i alle tänke, wenn Ehr i de Chile sengid?»* Jetzt schüttelte der Kaplan den Kopf. Der Bauer: *«Der liebe Gott in seiner Huld hört auch das Falsche mit Geduld!»* Der Kaplan, sichtlich erfreut, erzählte diese Episode im Dorf weiter.

Vielleicht war es dieser einfache, menschenliebende Humor, den ich an unserem Kaplan so schätzte und der mir das Gefühl des Vertrautseins verlieh. Sein unverhoffter Tod an jenem denkwürdigen Sonntag verwirrte mich tief. Ich wollte es nicht wahrhaben. Obwohl nicht zur Totenwache berufen – das waren damals nur junge Männer – schlich ich mich in die Kaplanei an den Sarg, denn ich war überzeugt, er würde jeden Moment aufstehen und mich ansprechen. Die Enttäuschung war gross. Dem Kaplan verdanke ich einen guten Anteil meiner Beheimatung in der Kirche. Er lebte für mich glaubwürdig

die Freiheit der Kinder Gottes. In seinem Testament, das er kurz vor seinem plötzlichen Tod an seine Gläubigen schrieb, gab er diese Freiheit auch an mich weiter: «Ich bin gerettet. Ihr handelt noch in diesem Erdental. Ihr könnt eure Christenpflichten erfüllen oder nicht. Ihr könnt mit der Gnade Gottes mitwirken oder nicht. Gebe Gott, dass wir alle uns einst wiederfinden werden in der ewigen Heimat.»

Wo Heimat und Fremde sich berührten

Heimat ist kein Ort, aber ohne Orte wird keine Heimat. Für mich bleibt das Wauwiler Moos ein solcher Ort: als Landschaft mit ihrer dunklen Erde und der Weite, als Ort gemeinsamen bäuerlichen Schaffens und als Ort, wo Heimat und Fremde sich berührten. Als Schulmädchen hatte ich öfter das *Zobig* ins Moos zu bringen. Angrenzend an unser Landstück arbeiteten die Sträflinge auf dem Feld der Strafanstalt. Das waren für mich in jeder Hinsicht fremde Menschen, aber einmal blieb in meiner kleinen Korbflasche vom sauren Most recht viel übrig. Ich dachte mir, dass auch diese Männer Durst hätten, fuhr auf meinem Velo hinüber und bot ihnen den Most an. Die schauten zuerst verdutzt um sich, griffen dann nach den Gläsern und bedankten sich. Ans Nachspiel meines naiven Tuns dachte ich keinen Moment. Der Telefonanruf

des aufgebrauchten Direktors am Abend versprach nichts Gutes. Ich kenne bis heute den Grund dafür nicht. Hatte ich verbotenes Terrain betreten oder brachte ich mich selber in Gefahr oder war es der saure Most? Zum Glück waren meine Eltern verständig.

Ein anderer solcher Ort war das Schloss Wyher – damals verwunschen und verkommen, irgendwie gespensterhaft fremd und doch für uns Kinder so anziehend zum Spielen. Niemals war es uns vergönnt, einen Blick ins befremdliche Innere zu werfen, obwohl Schulgespannen drin wohnten. Dennoch, das Schloss Wyher gehört bis heute zu meiner Heimat.

London und Hamburg – Fernweh und Sehnsucht

Nach meinem Studienabschluss in der Schweiz fiel mir glücklicherweise ein Auslandsjahr zu. Die erste Hälfte verbrachte ich in London, die zweite in Hamburg. Beide Orte trugen mir je unvergessliche Erfahrungen von Fremdsein und Sehnsucht nach der Heimat ein. In London war es die gesprochene Alltagssprache und in Hamburg die Anschläge der Terroristen der Roten Armee Fraktion (RAF). Gegen die Fremdheit der anderen Sprache konnte ich etwas tun, den feindlichen Anschlägen gegenüber war ich ohnmächtig.

Während der ersten Studienwoche geschah es dreimal, dass Riesen-Mega-

phone auf dem ganzen Gelände der Universität den Befehl durchgaben: «Innerhalb der nächsten halben Stunde sind sämtliche Räume zu verlassen wegen Bombendrohung.» Fluchtartig leerten sich jedes Mal die Gebäude; passiert ist zum Glück nichts. Aber am 19. Mai 1972 gegen vier Uhr nachmittags explodierte die erste RAF-Bombe im dreizehnstöckigen Axel-Springer-Verlagshaus mit seinen 3000 Mitarbeitern; ich war gerade auf dem Heimweg von der Uni nahe dem Geschehen. Dieser Schreck hockte noch lange in meinen Knochen. Verantwortlich für den Anschlag war Ulrike Meinhof. Als dann am 15. Juni Radio und Fernsehen berichteten, dass Ulrike Meinhof in Hannover verhaftet worden sei, verliessen Studenten zuhauf die Vorlesungsräume und gingen auf die Strassen. Ich verstand die Welt nicht mehr. Bis heute ist mir diese schöne Stadt fremd, obwohl mir der Studienaufenthalt dort so Wertvolles mitgegeben hat.

Begegnung mit Hilde Domin

Heimat ist Sehnsucht. Das wusste niemand besser als Hilde Domin, die grosse deutsche Lyrikerin jüdischer Abstammung. Ich begegnete ihr zum ersten Mal bei einer Lesung in der Stadtmühle Willisau. Schon lange hätte ich sie gerne in unser Bildungshaus geholt. Beim Signieren, als sie hörte, dass ich im Bildungshaus Hertenstein sei, sagte sie

völlig überraschend: «Zu Ihnen komme ich!» Bei ihrem ersten Besuch erzählte sie mir den Grund. Sie erinnerte sich nämlich blitzartig an ihren Aufenthalt in Buochs als Zwanzigjährige 1932 auf der Flucht vor dem kommenden Hitlerreich, als sie auf einem Spaziergang die Halbinsel Hertenstein mit dem Fotoapparat einfing. Sie erinnerte sich, wie sie und ihr späterer Ehemann Erwin Palm sich beim Vorbeiratern eines Zuges mit der Destination Rom entschieden, dorthin auszuwandern. Darauf folgten 22 Jahre Exil, von Land zu Land, zu Hause in sich selbst und im Wort, wie sie selber sagte. Vor diesem Hintergrund ist ihr Gedicht «Sehnsucht» zu lesen.

Sehnsucht

Die Sehnsucht
lässt die Erde durch die Finger rinnen
alle Erde dieser Erde
Boden suchend
für die Pflanze Mensch.

Adresse der Autorin:
Schwester Hildegard Willi
Kloster Baldegg
Sonnhaldenstrasse 2
6283 Baldegg
E-Mail: hildegard.willi@hotmail.com